In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 28. **Posen, den 2. Februar 1929.** **3. Jahrg.**

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(26. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Die Klingel über Donners Kopf läutete plötzlich so heftig, daß er zusammenfuhr. Als er nach einigem Zögern eintrat, sah er Justus auf einem Sessel zusammengesunken, als seien ihm die Knochen gebrochen, kein Wunder, wenn einem solches von der eigenen Frau widerfährt, wirklich kein Wunder!

„Führen Sie Herrn Saltzenbrod in seine Zelle!“ sagte Simon Bach, indem er sich abwandte. Es war ihm wohl darum zu tun, sein Gesicht nicht sehen zu lassen.

Justus raffte sich zusammen und stand auf, seine Mienen waren verwüstet, als hätte er während der letzten Viertelstunde mit Tod und Teufel gerauft. Aber nun, während ihn Donner ansah, straffte sich seine Haltung, zwischen seine Augen grub sich die tiefe Falte ein, und sein Blick wurde stählern fest. War es nicht, als ob sogar ein bitteres Lächeln seinen festgeschlossenen Mund umfliege? Es war so still im Zimmer, daß man ein leises Knirschen hören konnte, vielleicht waren es Justus' Zähne, die so knirschten?

Welche Selbstbeherrschung hatte dieser Mann! dachte Donner, wie war es möglich, einem solchen Schlag so viel Gefaßtheit entgegenzusetzen? Aber vor allem, was würde Frau Kathi sagen, wenn sie jetzt diese Geschichte erfuhr?

XXII.

Das Pfarrerteichel war, ohnehin betrachtet, ein trübes Wasser, langweilig und träge wie Gedankenlosigkeit.

Es lag als schwarzer Fleck in der Landschaft, von Gebüschen umsäumt, ohne sichtbaren Zufluß und Abfluß, von irgendeiner verborgenen Quelle gespeist, die offenbar nicht gleichmäßig strömte, so daß der Wasserspiegel schwankte.

Aber dennoch fand der Lehrer Hopfenblatt dieses Wasser interessant, ganz abgesehen von den merkwürdigen Geschichten, die man sich vom Pfarrerteichel erzählte. Der Herr Lehrer hatte ein Instrument daheim, das bestand aus einem Gestell mit einem Rohr und einer Glaslinse. Und wenn man einen Tropfen aus dem Pfarrerteichel zwischen zwei Glasplättchen tat und ihn dann durch das Rohr betrachtete, so sah man eine ganze Wunderwelt der absonderlichsten Tiere, mit Rüsseln und Stacheln, Fäden und Borsten, und mit unzähligen Beinen. Sie wechselten beständig die Gestalt, verschlangen einander und spien einander wieder aus. Der Herr Lehrer nannte diese Sippschaft Infusorien und behauptete, kein anderes Wasser in der Umgebung des Dorfes sei so reich an ihnen wie das Pfarrerteichel.

Es hatte indessen auch noch eine andere Einwohnerschaft, zu deren Erkennung es keiner Vergrößerung durch das Mikroskop bedurfte. Das waren fingerlange schwarze Würmer, die sich, wenn sie ein Geschöpf mit warmem Blut erwischen konnten, an ihm festsogen und ihm so viel des süßen Lebenssaftes abzapften, bis sie ganz dick und walzenförmig geworden waren und gesättigt abfielen. Trotz dieser blutgierigen Gesellen war das Pfarrerteichel als Bad beliebt. Das Wasser war wärmer als sonst eines in der Nähe, und man schrieb ihm die heilsamsten Eigenschaften zu.

Den jungen Mädchen freilich war dort das Baden kürzlich verleidet worden. Es war selbstverständlich, daß man in einem Gewässer, das voll Blutegel steckte, nicht so gemütlich baden konnte, wie anderswo, man mußte beständigen Lärm machen und durch eifriges Herumspringen und Spritzen und Klatschen das Egelzeug von sich fernhalten. Und da war den jungen Mädchen eben etwas begegnet, das sie bestimmte, künftighin lieber auf das Bad im Pfarrerteichel zu verzichten. Sie befanden sich eben alle im Wasser und verübten den vergnügtesten Spektakel, als plötzlich eines von ihnen bemerkte, daß sich die Gebüsche am Ufer bewegten und daß dort irgend jemand verborgen war.

Und wirklich, in kürzester Zeit hatten sie es heraus: die Buben waren da, sie hatten sich lautlos herangeschlichen, lagen nun drüben im Strauchwerk und sahen ihnen zu, ganz behaglich, als wäre die ganze Baderei ein Schauspiel, das eigens ihnen zu Gefallen veranstaltet worden sei. Die Mädchen zweifelten keinen Augenblick, daß es die Schwarzfüße unter Anführung ihres Häuptlings Lex seien, die sie da beobachteten, hatten sie den Mädchen doch schon längst zugeschworen, ihnen einmal einen Streich zu spielen.

Da schrien sie allesamt entrüstet durcheinander, aber es war unmöglich, zu den Kleidern am Ufer zu gelangen, nichts anderes blieb übrig, als sich ins Wasser zu ducken, daß nur die Köpfe sichtbar blieben. Sie schrien den Buben zu, wegzugehen, aber das half natürlich nichts, denn nun, da sich die Schwarzfüße entdeckt sahen, kamen sie ganz frech hervor, stellten sich am Ufer auf und lachten, daß es sie nur so schüttelte. Ja, das war einmal ein Spaß, der den Buben gelungen war!

Auf einmal schrie eines der Mädchen gellend auf. Es war ihm gewesen, als habe etwas sein Bein berührt und versucht, sich dort anzusaugen, und das konnte nichts anderes als ein Blutegel gewesen sein. Ja, um des Himmels willen, dieses Viehzeug hatten sie in ihrem Schrecken völlig vergessen! Aber nun, da sie im Wasser hockten, ohne sich rühren zu können, würde es sich selbstverständlich an sie heranmachen. Es war eine ganz fürchterliche Zwickmühle, in die sie dieses niederträchtige Bubenvolk gebracht hatte. Sie jammerten und drohten, schrien, kreischten und wehklagten, versprachen, die Buben nie mehr, wie es ihre Art gewesen war, zu ärgern und zu hänseln; aber die Bande am Ufer lachte nur noch lauter, ja, das geschehe den Mädchen nur recht, wenn sie von den Blutegeln aufgefressen würden, und das sei nur die Strafe für alles, was sie auf dem Kerbholz hätten.

Als die Verzweiflung aufs höchste gestiegen war, da war es Martha, die Tochter des Lehrers Hopfenblatt, deren Heldenmut die Befreiung brachte. Sie sprang plötzlich auf, watete ans Ufer und lief zornentbrannt auf die Jungen zu, und die anderen Mädchen sagten sich, daß es immerhin noch besser sei, ihr zu folgen, als im Wasser von den Blutegeln gefressen zu werden. Wie die Buben

nun aber die Schar der Mädchen so entschlossen auf sich zukommen sahen, da standen sie erst ganz verblüfft da, dann aber rissen sie aus wie Schafleder, denn es wäre selbstverständlich keine indianische Ehre damit einzulegen gewesen, wenn sie sich mit den Mädchen, so wie diese aus dem Wasser kamen, in eine Balgerei eingelassen hätten.

Sie kehrten etwas gedrückt und keineswegs sieghaft ins Lager zurück, und am unzufriedensten war der Häuptling Lex mit diesem Ausgang, denn es war ja wieder diese Martha Hopfenblatt gewesen, die ihnen die Niederlage beigebracht hatte; dieselbe Martha, die Lex für den Hochmut hatte strafen wollen, mit dem sie immer auf ihn herabsah, so sehr er sich auch Mühe gab, ihr seine Vorzüge recht begreiflich zu machen.

Für die jungen Mädchen war das Pfarrerteichel seitdem als Badeplatz erledigt. Aber die reifen Frauen ging das natürlich nichts an. Sie hatten nicht zu fürchten, daß sie von den Buben überfallen werden könnten, und was die Blutegel anlangte, so waren diese eben ein besonderer Vorzug des Gewässers, ja, es wurde gerade um ihretwillen so gern aufgesucht. Die jungen Mädchen hatten es nicht nötig, sich von den Blutegeln schröpfen zu lassen, denn es ist ja das Glück der Jugend, keiner besonderen Veranstaltung zu bedürfen, um gesund zu sein. Wenn man aber älter wurde, so hatte man sich mit allerlei Krankheiten herumzuschlagen, und da war es angebracht, sich von Zeit zu Zeit des überschüssigen, dicken, abgestandenen Blutes zu entledigen. Es geschah beiden Teilen ein Gefallen damit, den Blutegeln und den Weibern, den Egeln schmeckte auch das Blut älterer Jahrgänge, und den Frauen wurden dadurch alle möglichen vorhandenen und künftigen Krankheiten aus dem Leibe entfernt.

Es waren besonders gewisse Zeiten, zu welchen diese Vergnügungskur vorzüglich wirksam war, die Tage der Heiligen Barnabas, Gervasius und Rosalia, und von den dreien war es wieder Sancta Rosalia, die zu ihrem Namensfest den Blutegeln die heilsamsten Kräfte verlieh.

Der pensionierte Briefträger Aschenbrenner hatte nun vollständig vergessen, daß dieser Septembertag den Namen der Rosenheiligen trug, sonst wäre er wohl auf seinem Spaziergang dem Pfarrerteichel ausgewichen. Aber er war so in Gedanken, daß ihn keiner von ihnen daran erinnerte, ja, daß er nicht einmal etwas davon hörte, welch munteres Stimmengewirr das Waldwasser umschnatterte.

Er ging ziellos so für sich hin, und als er ahnungslos aus dem Gebüsch trat, da bemerkte er erst, wie belebt heute die Ufer des Teichels waren. Da saß etwa ein Dutzend Frauen aus dem Dorf an einem etwas steileren Abfall im Gras, hatten die Röcke bis zu den Knien aufgenommen und ließen die Beine ins Wasser hängen; und an jedem der Frauenbeine hing wieder eine Anzahl der schwarzen Würmer, in hingebungsvoll beglücktem Saugen damit beschäftigt, den Weibern die Krankheiten, von denen sie geplagt wurden, fortzunehmen.

„Je, der Aschenbrenner," sagte die Frau Postmeisterin, die ihn als erste erblickte, „der wird uns ja sagen können, wie es damit steht."

„Sie sind doch heute in der Stadt gewesen," ermunterte ihn die Frau Lehrerin Hopfenblatt.

Aschenbrenner war in den Anblick, der sich ihm bot, so verloren, daß er vorläufig keine Antwort gab. Nicht etwa, daß er sich unziemlicher Neugier darüber hingegeben hätte, wie die Frau Postmeisterin oder die Frau Wiesinger vom Knie abwärts wohl aussähen, das überließ er ruhig den Blutegeln. Aber er hätte nicht der Statistiker sein müssen, der er war, wenn er sich nicht damit beschäftigt hätte, sogleich einen beiläufigen Ueberschlag über die Summe von Lebensjahren zu machen, die er da an diesem Jungbrunnen vor sich sah.

„Sie sind doch heute als Zeuge einvernommen worden?" drängte die Frau Oberförsterin.

Aschenbrenner war mit seiner vorläufigen Zusammenzählung bereits über das erste halbe Tausend hinausgeraten und war eben im Begriff, seine Rechnung abzuschließen, als er die Frau Wiesinger sagen hörte: „Wir sprechen nämlich gerade von diesem Betrüger, dem falschen Saltzenbrod, der uns zum Narren gehalten hat. Aber mich nicht, ich habe es von allem Anfang an gesagt, da stimmt etwas nicht. Mein Mann ist mein Zeuge, daß ich es immer gesagt habe."

Sie hätte es nicht geschickter anfangen können, um Aschenbrenner aus seiner Versonnenheit zu reißen, als indem sie sich so unumwunden zu ihrer Ueberzeugung bekannte. Das waren ja gerade die Gedanken, mit denen sich Aschenbrenner herumgeschlagen und die er auf seinem Spaziergang im Wald zu ordnen versucht hatte.

„Geben Sie nur acht," fauchte er die Schlossermeisterin wütend an, „daß ihnen der Betrüger nicht übers Maul fährt, wenn er zurückkommt."

„Was hab' ich denn gesagt?" wehrte sich die Frau, „ich hab' nur gesagt, was alle sagen. Das wird man doch noch sagen dürfen?"

„Der Aschenbrenner will's nicht glauben," warf die Frau Lehrerin Hopfenblatt ein, „da muß er halt jetzt viel Aerger hinunterschlucken. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns und lassen Sie sich die Galle von den Blutegeln aus dem Blut ziehen."

Es war richtig, daß Aschenbrenner in dieser letzten Zeit verärgert und reizbar geworden war; denn er meinte, es richte sich aus jedem Wort gegen den angeblichen Betrüger Justus auch ein geheimer Vorwurf gegen ihn, den ersten, der den Heimgekehrten erkannt hatte. Und vielleicht wäre es auch wirklich gut gewesen, sich durch einige Blutegel in eine ruhigere Gemütsstimmung versetzen zu lassen. Aber das hätte an irgendeinem anderen Körperteil geschehen müssen, nicht gerade an den Beinen, und wie konnte man ihm zumuten, seine Füße ins Wasser zu stecken, damit die schöne, dicke Kruste aufgeweicht würde und zerfiele, die seinem Gangwerk ein ganzes Briefträgerdasein lang Halt gegeben hatte und es noch jetzt so verhältnismäßig gut in Stand hielt.

Er sah also die Einladung der Frau Lehrerin als eine Herausforderung an und wurde nur noch grimmiger. „Sie sind schon mit dem Urteil fertig?" sagte er, indem er sich kampfbereit vor die Schlossermeisterin aufpflanzte, „zum Glück hat der Justus andere Richter als euch."

„Und mein Mann sagt," meldete sich eine Frauenstimme am linken Ende des Halbkreises, „wenn sie diesen Betrüger so ohne weiteres angenommen hat, so kann sie's auch ganz gut früher mit dem Knecht gehalten haben, dem Rudolf."

Es war selbstverständlich von Rina die Rede, und Aschenbrenner wollte auf die Sprecherin losfahren, besann sich aber noch im letzten Augenblick. Es war Frau Opferkuch, die zweite Gattin des Kaufmannes, die er sich aus einem Nachbardorf geholt hatte, nachdem sein Antrag von Rina abgelehnt worden war. Sie trug die eine Schulter höher als die andere, am Hals hing ihr ein recht beträchtlicher Kropf, sie war überhaupt wenig von Schönheit geplagt, und zu alledem kam noch, daß sie schwerhörig war und sich niemals im Gang des Gespräches zurecht fand.

Das hielt ihr Aschenbrenner jetzt zugute und wandte sich lieber den Widersacherinnen zu, die im Besitz des Gehöres waren. „Keinem Menschen im Dorf ist auch nur ein Gedanke daran gekommen, es könnte jemand anders sein als Justus," behauptete er kühn.

„Mein Mann glaubt auch, daß es der rechte Justus ist," sagte ein bescheidenes altes Weiblein, die Frau des Zauberers Donner.

Aschenbrenner nickte ihr dankbar zu und fuhr gestärkt fort: „Und da sind noch eine Menge anderer, die daran glauben. Aber jetzt trauen sie sich nicht, es zu sagen, weil es nun schon einmal so ist, daß alle die ganz Gescheiten gewesen sein sollen, und weil immer alle über den herfallen, dem es schlecht geht."

(Fortsetzung folgt.)

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Zur 120. Wiederkehr seines Geburtstages am 3. Februar 1929.

Von Dr. Hans Kleemann. (Nachdruck verboten.)

Die romantische Märchenwelt, Tiecks „mondbeglänzte Zaubernacht", steigt vor unserem Auge auf. Das ist das Gebiet, auf dem der Name Mendelssohn auch für den Menschen von heute noch lebendigen Klang hat.

In seiner erstaunlichen Frühreife erinnert er an Mozart, und gleich ihm genoß er den Vorzug, daß ihm von Anfang an eine sehr gediegene musikalische Erziehung zuteil wurde.

Sein Vorname Felix war Symbol. Das Glück war sein ständiger Begleiter auf dem noch nicht vier Jahrzehnte umspannenden Lebensweg, und selbst sein früher Tod bestätigt nur die alte Wahrheit: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben!" Denn so blieb ihm das Schicksal erspart, die Vergänglichkeit des Ruhmes erleben zu müssen.

Geboren zu Hamburg am 3. Februar 1809 als Sohn des in den glücklichsten Vermögensverhältnissen lebenden Bankiers Abraham Mendelssohn — sein Großvater war der bekannte Philosoph Moses Mendelssohn, Lessings Freund —, wurde er durch seine kunstsinnige Mutter in die ersten Geheimnisse des Klavierspiels eingeführt, später wurden Ludwig Berger, Zelter und Moscheles seine Lehrer. Die getreue Begleiterin seiner Studien war die drei Jahre ältere Schwester Fanny, die er zärtlich liebte. Sie war musikalisch hochbegabt.

Schon im Jahre 1811 war die Familie nach Berlin übergesiedelt. Von unschätzbarem Wert waren die sonntäglichen Morgenmusiken im väterlichen Hause. Die besten Künstler wurden herangezogen, und der junge Komponist konnte an der Spitze eines vorzüglichen Orchesters seine Werke sogleich praktisch erproben. Ueberhaupt war das Haus Mendelssohn der Mittelpunkt eines geistig überaus angeregten Kreises. Hier fanden sich die hervorragendsten Künstler und Gelehrten aller Fakultäten zusammen, so daß der junge Mendelssohn, der außerdem durch seinen Hauslehrer Heyse, den Vater des berühmten Dichters, eine vortreffliche wissenschaftliche Bildung erwarb, unter den denkbar günstigsten Verhältnissen aufwuchs. Auf ausgedehnten Reisen lernte schon der Knabe die Welt kennen; einige Semester Universitätsstudium erweiterten seinen Gesichtskreis.

Schon als Elfjähriger lernte er durch Zelters Vermittlung Goethe kennen, ein Ereignis, das trotz des Altersunterschiedes zu einem dauernden Freundschaftsverhältnis führte, an welchem beide zugleich gebend und empfangend teilnahmen. Der Altmeister war entzückt von den musikalischen und menschlichen Eigenschaften des Knaben, und dieser versäumte in späteren Jahren nie, so oft sein Weg Weimar berührte, dort seinen Besuch abzustatten.

Noch in seine Jünglingsjahre fällt eine Tat, die allein seinen Namen unsterblich machen würde: die Wiedererweckung der „Matthäus-Passion" von Bach. Trotz der gewaltigen Schwierigkeiten und trotz des Widerstrebens des alten Zelter, der schließlich dank der Ueberredungskunst Eduard Devrients auch gewonnen wurde, brachte er an der Spitze der Singakademie am 11. Februar 1829 eine glänzende Aufführung zustande, der bald darauf, zu Bachs Geburtstag, eine zweite folgte. Zwar versuchte der eifersüchtige Spontini zu intrigieren, aber ein kronprinzlicher Machtspruch beseitigte dies Hindernis. Ein eigenartiges Zusammentreffen fügt es, daß gerade in dieses Jahr die Säkularfeier des denkwürdigen Ereignisses fällt.

Eine Reise nach London noch in demselben Jahre festigt seinen internationalen Ruf. In Schottland läßt er die Großartigkeit der Natur befruchtend auf seine musikalische Phantasie wirken.

Mit seiner Anstellung in Düsseldorf als Kapellmeister und Opernintendant fanden seine Wanderjahre vorläufig einen Abschluß. Er gab indessen den ihm wenig zusagenden Posten bald wieder auf, und im Jahre 1835 sehen wir ihn als Leiter der Gewandhauskonzerte in Leipzig, die dank seiner außerordentlichen Dirigentenbegabung sehr bald zu Weltruhm gelangten. Und ein kaum minder großes Verdienst um die musikalische Geltung Leipzigs erwarb er sich durch die Gründung des Konservatoriums. Vorübergehend wirkte er auch in Berlin, wo man ihn gern dauernd gefesselt hätte.

Als er am 4. November 1847 starb — ein halbes Jahr nach seiner Schwester Fanny —, nahm die ganze musikalische Welt an dem Verlust Anteil. Ueberblicken wir heute seine künstlerische Hinterlassenschaft, so erscheint uns seine Gesangsmusik am meisten verblaßt. Wir sind durch Schuberts Lieder zu anspruchsvoll geworden, als daß uns seine, nur die Oberfläche des Gedichts streifende Art der Vertonung genügen könnte. Eins aber besitzen auch sie, was überhaupt sein Schaffen kennzeichnet: die vollendete formale Abrundung, so daß sie, nebst den Duetten, als Studienwerke noch immer ihren Wert besitzen. Seine großen geistlichen Chorwerke bergen viel Bedeutendes, ohne doch die monumentale Größe ihrer Vorbilder zu erreichen, die ihnen den Rang streitig machen. Wo er aber hinabsteigt ins Elfenreich, ist er erst ganz in seinem Element. Schon im Oktett regen sich die luftigen Geister. Sein erstes Meisterwerk war die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum", die bewundernswerte Leistung eines siebzehnjährigen Jünglings. Wagner nennt ihn einmal zutreffend einen Landschaftsmaler erster Klasse. In der Tat, wo ihn bildhafte Vorstellungen leiteten, gelangen ihm die glücklichsten Würfe wie die Ouvertüren „Hebriden", „Meeresstille und glückliche Fahrt" und „Märchen von der schönen Melusine". Von seiner Kammermusik, den Klavierstücken hat sich das am lebendigsten erhalten, was ähnlichen Stimmungskreisen angehört. Auch das unsterbliche Violinkonzert besitzt, am ausgeprägtesten im Finale, diese unnachahmliche elfenhafte Grazie.

Allerhand von Mendelssohn.

Zu des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdys 120. Geburtstag.

(Nachdruck verboten.)

Mendelssohn bekommt das Lampenfieber.

Mendelssohn war, wie Mozart und manche andere berühmte Komponisten, als Virtuose ein Wunderkind, und bewies durch sein späteres Leben die Unrichtigkeit der allgemein verbreiteten Anschauung, daß aus Wunderkindern „nichts Rechtes" werde, und daß sie als reife Männer versagen. Er spielte in großen Konzerten, und selbst der oft so unnahbare Goethe hatte sich in Weimar lobend über ihn geäußert. Bald darauf spielte der damals sehr berühmte Klaviervirtuose Hummel in Leipzig, und Mendelssohn — damals fünfzehn Jahre alt — befand sich in einer kleinen musikalischen Gesellschaft, die sich um Hummel versammelt hatte. Man forderte Mendelssohn auf, ebenfalls zu spielen; er wollte aber nicht. Hummel hatte ihm mit seinem Spiel derart imponiert, daß er sich unsicher fühlte. Als man ihm vorhielt, daß er doch schon vor Goethe gespielt habe, und es seiner ganz unwürdig sei, Angst zu haben, erklärte er: „Damals wußte ich noch nicht recht, was ich tat, aber heute weiß ich, daß ich vor Hummel nicht spielen darf." Als man trotzdem in ihn drang, fing er an zu weinen und lief hinaus.

Es ist übrigens eine altbekannte Tatsache, daß gerade solche Künstler an „Lampenfieber" (manche ihr ganzes Leben lang) leiden, die es am wenigsten „nötig hätten", während anderseits so mancher Mittelmäßige, bei dem es nur allzu berechtigt wäre, davon verschont bleibt.

*

Mendelssohn in Italien.

Während seiner italienischen Reise war Mendelssohn einst in Gesellschaft von Malern, und während einer schönen mondhellen Nacht tanzten sie zusammen vor dem Wirtshaus Santa Lucia in Amalfi den Saltarello. Plötzlich, mitten im Tanz, rief Mendelssohn einem Freunde zu: „Dieses Motiv! Du wirst es bald wiederfinden!" Einige Zeit später spielte er demselben Freunde seine neueste Symphonie vor, und bei einer Stelle bemerkte er: „Nun merke auf!, das ist ein Stück Italien! Siehst du, wie der Mond scheint, und die schönen Mädchen tanzen?" Es war das Motiv aus Amalfi.

Bekanntlich hat auch Auber in seine „Stumme von Portici" süditalienische Volksmelodien verwoben, desgleichen Mascagni in seiner „Cavalleria rusticana", und damit ist die Liste der Komponisten, in deren Werken solche eine wichtige Rolle spielen, noch lange nicht erschöpft.

*

Mendelssohn, der „umgekehrte Charlatan".

„Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommst du ohne ihr (!)." Dieses auch stilistisch wenig erfreuliche Prinzip hat für Mendelssohn nie gegolten. Im Gegenteil: er trieb seine Bescheidenheit oft zu weit. Schon seine Mutter nannte ihn deshalb den „umgekehrten Charlatan". Wie recht sie damit hatte, bewies folgende Begebenheit: Man hatte in Düsseldorf Mendelssohns „Paulus" aufgeführt. Die Begeisterung war sehr groß, und man veranstaltete zu Ehren des anwesenden Komponisten eine Abendfestlichkeit. Während des Essens bat eine Dame den Bruder Mendelssohns, einen Toast auf den Komponisten zu sprechen. Mendelssohns Bruder mußte aber ablehnen, denn er kannte Felix und seine übertriebene Bescheidenheit aus eigener Erfahrung nur allzu gut. „Das darf ich nicht," erklärte er, „das darf keiner aus der Familie wagen. Felix würde das sehr übelnehmen!"

Was hätte Felix Mendelssohn erst gesagt, wenn er die zudringliche Reklame gewisser moderner Komponisten hätte miterleben müssen?

*

Mendelssohn als Retter in der Not.

Als Mendelssohn in Birmingham seinen „Elias" dirigiert hatte, wollte man anläßlich des Musikfestes an einem anderen Tage auch Händels „Anthem" spielen, und Mendelssohn übernahm die Leitung. Plötzlich, mitten im Konzert, während der Pause stellte es sich heraus, daß die Stimmen zu einem sehr wichtigen und unentbehrlichen Rezitativ fehlten, das in den Textbüchern ausdrücklich enthalten war und nicht fortgelassen werden durfte. Große Aufregung! Es blieb, da keine Zeit war, die Stimmen zu besorgen, nichts übrig, als Mendelssohn zu bitten, er möge es, so rasch er könne, dazukomponieren. Tatsächlich ...

ledigte er sich in kürzester Zeit dieser Aufgabe, instrumentierte sofort, die Stimmen wurden presto, prestissimo kopiert, verteilt, und es ging, ohne Probe, famos. Die Blamage war dadurch vermieden worden.

*

Noch ein Zug Mendelssohnscher Bescheidenheit.

Mendelssohn spielte seine Kompositionen immer mit auffallender Zurückhaltung, weil er durch den Vortrag nicht „bestechen" wollte. Nur bei Orchesterkompositionen ließ er sich manchmal zur Lebhaftigkeit hinreißen. Spielte er aber fremde Musik auf dem Klavier, so war er von Anfang an Feuer und Flamme.

Wer macht es ihm nach?

*

„Wir spielen beide gleich=gut, nur ich ein bißchen besser."

Mendelssohn verlor selten eine Schachpartie. Einer seiner Partner ärgerte sich darüber ein wenig, und Mendelssohn hatte sich, rücksichtsvoll und feinfühlig auch auf diesem Gebiete, um ihn zu trösten, eine Bemerkung zurechtgelegt, die er immer, so oft er wieder eine Partie gewonnen hatte, geduldig wiederholte: „Wir spielen ganz gleich=gut, ganz gleich=gut, nur ich spiele ein bißchen besser."

*

Mendelssohn will nicht wie Meyerbeer aussehen.

Man hatte Mendelssohn wiederholt erklärt, er sehe Meyerbeer sehr ähnlich. Davon war er wenig erbaut. Schließlich wurde es Mendelssohn zu bunt, fortwährend damit aufgezogen zu werden, und eines Tages ließ er sich, da nicht nur seine Gestalt und Haltung, sondern auch seine Frisur tatsächlich der Meyerbeers sehr ähnlich war, die Haare gründlich — andere behaupten „gräulich" — stutzen, um endlich Ruhe zu haben, worüber erst recht gelacht wurde. Auch Meyerbeer erfuhr es, tat aber das Vernünftigste, was er in diesem Fall tun konnte: er lachte ebenfalls, trotzdem die Sache für ihn eigentlich nicht gerade sehr schmeichelhaft war.

*

Mendelssohn öffnet Weber die Wagentür.

Mendelssohn hatte vor Weber, wie er selbst sagte, einen „furchtbaren" Respekt. Einst wollte nun der Komponist des „Freischütz" nach der Probe in das Haus Mendelssohns fahren und diesen, der bei der Probe anwesend war, gleich im Wagen mitnehmen. Mendelsohn aber war um keinen Preis dazu zu bewegen, in den Wagen zu steigen, lief im Galopptempo auf kürzestem Wege nach Hause, so daß er noch vor dem Wagen Webers dort ankam, Weber vor der Haustür erwarten und ihm den Wagenschlag öffnen konnte.

*

Mendelssohn braucht vier Stunden, um ein paar Takte in einem Lied zu verbessern.

Mendelssohn war geradezu übertrieben gewissenhaft. Einst arbeitete er geschlagene vier Stunden an der Verbesserung einiger weniger Takte eines Männerchors, hatte schon zwanzig verschiedene Versionen zu Papier gebracht, ohne ganz zufrieden sein. Schließlich geriet er in fieberhafte Aufregung, bekam einen roten Kopf und konnte überhaupt nicht schlafen. Und die Folge? Er komponierte „so nebenbei" ein kleines „Jägerlied", den wundervollen Chor vom „schönen Wald" nach dem Gedicht von Eichendorff.

Es gibt auch moderne Komponisten und selbst Komponistinnen, die sich mächtig aufregen und sogar mitten im Dirigieren in Ohnmacht fallen. Daß sie aber dadurch zu einem solchen Lied angeregt werden, wie der „veraltete Epigone" Mendelssohn, hat man bisher noch nicht erlebt. Dr. K . . . . r.

Aus aller Welt.

Brehms Tierleben. Brehm, dessen Namen nennt jeder Deutsche mit gleicher Ehrfurcht wie den von Goethe oder Schiller. Waren letztere die Klassiker der Dichtung, so Meister Brehm der Klassiker der Tierkunde. Sein vierbändiges Werk bedeutet eine Lebensarbeit von unschätzbaren Werten. Gründlichkeit und tiefes Einfühlungsvermögen in die Seele des Tieres waren Alfred Brehms noch immer unübertroffene ureigenste Gabe. Alles, was er schrieb, fußt auf Selbstbeobachtung und Erlebnis. Deswegen wurde sein Werk so schnell Volksgut. Das es dies nicht noch in weit ausgedehnterem Maße geworden ist, daran tragen die hohen Preise der Bände Schuld. Seit 1924 aber ist Brehm „frei", und von da an erschienen verbilligte Volksausgaben in schneller Folge, darunter leider recht viele von zweifelhaftem Werte, die mehr Unheil als Segen stifteten. Um so erfreulicher ist es, daß der durch seine vorzüglichen Klassikerausgaben bestens eingeführte, rührige Gutenberg=Verlag in Hamburg 1 es unternommen hat, dem deutschen Volke den Brehm zu geben, den es benötigt. Der Herausgeber, Privatdozent Dr. Adolf Mayer, hat es verstanden, einzig und allein in dieser Ausgabe, ungeachtet allen sogenannten „Verbesserungen" und Ergänzungen, den lebensvollen, leichtfließenden Stil und die ganze Frische der Schilderungskunst des Meisters zu bewahren. Das sind Vorzüge, die man nicht unterschätzen darf, und die allein berechtigen, den Brehm zum eisernen Bestand jeder Hausbücherei zu machen. Eine Schatzkammer der Unterhaltung und Belehrung von hohen erzieherischen Werten, namentlich auch für die bildungshungrige Jugend, wird hier dem deutschen Volke eine Brehm=Ausgabe erschlossen, die unter allen uns bekannten Ausgaben die schönste und preiswerteste ist. Im Februar dieses Jahres jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag Edmund Alfred Brehms, des Altmeisters auf dem Gebiete der Tierleben=Forschung. Aus diesem Anlaß bringt der Gutenberg=Verlag eine Neuauflage seiner Ausgabe heraus. Das hier besprochene Brehm=Werk kann nur direkt vom Gutenberg=Verlag, Christensen & Co., Hamburg 1, bezogen werden. Roe.

Aus unserem Raritätenkasten.

527.

Der zweitgrößte Planet unseres Sonnensystems, der Saturn, ist 720 mal so groß wie die Erde. Die Masse hat jedoch noch nicht einmal die Dichte des Wassers, denn sie beträgt nur ein Drittel derjenigen unseres Planeten. Die Umkreisung um die Sonne dauert 9 Jahre, 166 Tage und 23 Stunden.

528.

Die Widerstandsfähigkeit der Bazillen ist erstaunlich. In dem unterirdischen, vollständig mit Kochsalz erfüllten Wasser des Salzbergwerkes von Wieliczka in Galizien wurden solche unter einem Druck von 200 Atmosphären lebend aufgefunden.

529.

Das erste Tauchboot wurde 1624 von dem Holländer Drebbel erbaut. Es legte einige erfolgreiche Fahrten zurück.

530.

Kaninchen vermehren sich bekanntlich außerordentlich stark. Würde man die Nachkommenschaft eines einzigen Pärchens unbehelligt lassen, so würde sich ihre Zahl in 10 Jahren auf 60 Millionen erhöht haben.

531.

Bei den Wiederkäuern wird die aus Pflanzenstoffen bestehende Nahrung wiedergekäut. Die beiden ersten Magenabteilungen, der Netzmagen und der Pansen, dienen nicht zur Verdauung der Nahrung. Vielmehr wird in ihnen die grobgekaute Nahrung (wie im Kropf der Tauben) angesammelt und durch Spaltpilze (Bakterien), Flüssigkeit und Wärme mazeriert und durch Urtiere (Protozoen) zerkleinert. Dann steigt die Nahrung infolge der Zusammenziehung der Muskel des Magens und der Erschlaffung der Muskeln der Speiseröhre wieder in das Maul zurück, um nochmals fein gekaut zu werden. Endlich wird sie durch die Speiseröhre den beiden anderen Magenabteilungen, dem Blättermagen und dem vierten Magen, zugeführt, wo die Nahrung infolge Drüsenausscheidung verdaut wird.

532.

Rotes Glas beschleunigt das Wachstum der Pflanzen; blaues Glas hält das Wachstum zurück. Mimosen wachsen unter rotem Glas 15 mal schneller als unter blauem.

533.

Tausend Millionen Bakterien können in einem Kubikzentimeter Wasser Platz finden. Die einzelligen, pflanzlichen Lebewesen stellen die kleinsten uns bekannten Organismen dar.

534.

Die größte Höhle Deutschlands ist die Barbarossahöhle im Kyffhäusergebirge, deren Räume insgesamt 1300 Meter lang sind.

535.

Die höchste Gebirgsbahn der Welt ist die Zentralbahn in der südamerikanischen Republik Bolivia, die eine Höhe von 4880 m über dem Meeresspiegel erreicht.

536.

Der größte deutsche Binnensee ist das Kurische Haff, jener 1587 Quadratkilometer große ostpreußische Strandsee, der durch die 96 Kilometer lange Kurische Nehrung von der Ostsee getrennt wird.

537.

Das englische Längenmaß Yard entspricht der Länge des Armes von König Heinrich I. vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers.

538.

Nach dem Glauben der Mohammedaner wird jeder Verstorbene von den sogenannten zwei Grabesengeln über die Reinheit seines Glaubens examiniert.

539.

Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

540.

Die erste Feldpost haben die Sachsen während des Türkenkrieges im Jahre 1863 ins Leben gerufen. Die noch erhaltene, drei Druckseiten starke Feldpost=Dienstordnung wurde vom Kurfürsten Johann Georg III. am 30. April 1691 erlassen.

Fröhliche Ecke.

Aus einem Vortrag: Als ich einst in Südafrika jagte, war ich plötzlich von einer Herde Rhinozerrossen so dicht umgeben wie eben von Ihnen, meine Herrschaften.

*

Kann ich Ihre Frau Gemahlin sprechen? — Wenn Sie meinen, daß meine Frau Sie zu Wort kommen läßt, bitte, versuchen Sie es.

*

Nun, Kinder, fragt die Sonntagsschullehrerin, was müssen wir tun, bevor uns vergeben werden kann? — Wir müssen zunächst sündigen, antwortet ein Stimmchen aus dem Hintergrunde.